

Zeitschrift: Der Geschichtsfreund : Mitteilungen des Historischen Vereins
Zentralschweiz

Herausgeber: Historischer Verein Zentralschweiz

Band: 164 (2011)

Artikel: Afrikanische Spuren im Kanton Luzern

Autor: Menrath, Manuel

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-513937>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Afrikanische Spuren im Kanton Luzern

Bilder zwischen Fiktion und Wirklichkeit vom Mittelalter
bis zum Zweiten Weltkrieg

Manuel Menrath



Abb. 1: Dunkelhäutiger Spahi inmitten einer Trienger Familie, Quelle: Privatarhiv
Elsbeth Willmann, Triengen

Einleitung	105
Edle Mohren in Luzern	108
Luzerner in Afrika	112
Afrikaner in Luzern	121
Fazit	126
Anhang	128
Literatur	128
Internet	129
Quellen	129
Abkürzungen	130



Menschen aus Afrika boten noch Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg für den Grossteil der Schweizer Bevölkerung einen ungewohnten Anblick. So teilte der Verkehrsverein Luzern mit: «Zwischen dem 18. Dezember 1971 und dem 3. Januar 1972 werden in Luzern 360 Afrikaner zu besichtigen sein – darunter auch Rhodesier –, die sich zum Skisport begeben. Am Abend dürften sie sich vorzugsweise im «Stadtkeller» aufhalten.»¹ Die Schweiz hatte keine Kolonien und war nie aktiv am Sklavenhandel beteiligt. Folglich kamen Menschen aus Afrika nur selten ins Land.²

Die erste grosse Gruppe nordafrikanischer Männer erreichte die Zentralschweiz 1871 während der Internierung der Bourbaki-Armee. Unter den 87'000 Bourbaki-Soldaten, die in der Schweiz Zuflucht gefunden hatten, befanden sich nämlich Zuaven und Tirailleurs algériens, die mit ihren traditionellen nordafrikanischen Uniformen besonders auffielen. Einige von ihnen wurden in Zentralschweizer Gemeinden interniert, wo sie fünf Wochen bis zu ihrer Repatriierung blieben.³

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen immer wieder Menschenkarawanen aus Afrika oder anderen Überseegebieten im Zuge so genannter Völkerschauen nach Genf, Basel oder Zürich.⁴ Sie wurden in der Umgebung exotischer Tiere und inmitten inszenierter Landschaften einem auf gängige Klischees fokussierten Publikum vorgeführt. Man sah sie im Normalfall nur auf Distanz hinter Zäunen oder Gittern. Der voyeuristische Blick fiel dabei nie hinter die Kulissen, wo europäische Profiteure als Kolonialherren die zur Schau Gestellten unter unwürdigen Bedingungen kompromisslos ausnutzten, was diese teilweise sogar mit ihrem Leben bezahlten.⁵ Grosse Shows, wie etwa jene der «Aussterbenden Lippennegerinnen», die 1932 im Basler Zoo gastierte, machten zwar in der Zentralschweiz keinen Halt.⁶ Doch auch hier gab es die Gelegenheit, exotisch wirkende Menschen zu bestaunen, genauer gesagt zu begaffen. Auf den Schaubühnenbrettern lokaler Jahrmärkte tanzten und trommelten sie oder verzehrten rohes Fleisch für ein paar wenige Batzen.⁷

¹ Weltwoche, 29. 12. 1971, Nr. 52. S. 2, Spalte «Moment». Vgl. dazu auch: Luzerner Tagblatt, 18. 12. 1971, S. 11. Ob es sich hierbei auch um Schwarzafrikaner handelte, müsste noch geklärt werden. Der Hinweis auf den Besuch der afrikanischen Gäste in den Zeitungen macht aber deutlich, wie selten Menschen aus Afrika damals in Luzern weilten.

² Es gab jedoch immer wieder Schweizer, die sich am Sklavenhandel beteiligten. Ein Beispiel dafür ist der Appenzeller Johannes Tobler (1696–1779), der sich mit anderen Schweizern 1736 in Südkarolina als Plantagebesitzer und Sklavenhalter niedergelassen hatte. Dazu: SCHELBERT, Schweiz, S. 103. Schon im 17. Jahrhundert standen Schweizer in holländischen Diensten in den ost- und westindischen Kolonien. Dazu: RÖTHLIN, Erfahrungen, S. 131. Ferner: DAVID/ETEMAD/SCHAUFELBUEHL, Geschäfte.

³ JEZLER/JEZLER/BOSSHARD, Übertritt, S. 79 und DEICHER, Internierung, S. 36.

⁴ BRÄNDLE, Wildfremd; STAEHELIN, Völkerschauen.

⁵ BRÄNDLE, Wildfremd, S. 13–18; THODE-ARORA, Pfennig, S. 97ff.

⁶ STAEHELIN, Völkerschauen, S. 57.

⁷ StALU, SA 1538. Hinweis von Dr. Max Huber, Archivar am Staatsarchiv Luzern, bei dem ich mich herzlich bedanke.

Persönliche Kontakte zwischen Afrikanern und Schweizern waren bis zum Zweiten Weltkrieg jedoch äusserst selten. Dies änderte sich etwas im Juni 1940, als das 45. französische Armeekorps in der Schweiz interniert wurde. Denn unter den französischen Truppen befanden sich über 1000 algerische Spahis sowie dunkelhäutige Soldaten aus französischen Kolonien. Die Spahis waren nordafrikanische Kavallerietruppen, die seit 1830 im Dienste der französischen Armee standen. Etwa 35 dieser Soldaten mit auffallend roten Uniformen und Turbanen waren über drei Monaten mitten im Dorf Triengen interniert. Einige Spahis hatten eine dunkle Hautfarbe. Den meisten Kindern waren schwarze Menschen damals unbekannt. Die Skepsis war zunächst gross und hielt die Bevölkerung auf Distanz. Armee, Behörden und Kirche warnten vor der farbigen Truppe und erteilten ein Kontaktverbot. Von Neugier und Faszination getrieben setzten sich die Dorfbewohner aber allmählich über sämtliche Weisungen hinweg. Sie unterhielten sich mit den fremden Männern und freundeten sich schliesslich mit ihnen an.⁸

Nach der Abreise der Internierten aus Triengen konnten jene Dorfbewohner, die mit den dunkelhäutigen Spahis in näheren Kontakt kamen, gewiss ihr Afrikabild, das sie vor ihrer persönlichen Begegnung mit Schwarzafricanern hatten, revidieren. Doch in breiten Bevölkerungsschichten blieben die gängigen und pejorativen Klischees weiterhin bestehen. Denn inszenierte Völkerschauen, Missionsbilder mit hilfsbedürftigen «Negerkindern», Kinderlieder wie «Zehn kleine Negerlein», das Kartenspiel «Schwarzer Peter» oder die Abenteuer in Globis Weltreise⁹ trugen unter anderem zu einer Stereotypisierung bei, die sich noch Jahrzehnte nach Kriegsende hartnäckig halten sollte.¹⁰

In einem Artikel über Kenia von 1966 in der Zeitschrift «das wohnen», dem offiziellen Organ des Schweizerischen Verbandes für Wohnungswesen, werden die Einheimischen wie folgt beschrieben: «(Es) kann auf jeden Fall festgestellt werden, dass der Neger die Sorglosigkeit eines Kindes innehat. Die Fähigkeit, in die Zukunft zu blicken und vor auszuplanen, fehlt ihm. Er ist jedoch wissbegierig und lernt schnell, wenn auch eher in einer papageienartigen Weise. Wenn das Auswendiggelernte nicht mehr ausreicht, ist er hilflos ausgeliefert, denn Logik und das Vermögen, Schlüsse zu ziehen, mangeln im häufig.»¹¹

Ein 1979 erschienener Beitrag in der «Geographica Helvetica» versuchte aufzuzeigen, wie diffus und undifferenziert aussereuropäische Kulturen in schweizerischen Medien und Schulbüchern thematisiert wurden. Jugendliche hätten damals beim Stichwort Afrika stets Begriffe wie *dunkler Kontinent*, *riesige Urwälder*, *primitive Eingeborene*, *nackte Neger*, *Safari* oder *seltsame Riten* und

⁸ Für eine Gesamtdarstellung der Spahi-Internierung in Triengen: MENRATH, «Exotische Soldaten».

⁹ LIPS/STÄHELI, Globis Weltreise.

¹⁰ Im Rahmen dieses Artikels war es nicht möglich, allen Afrikabildern nachzugehen. So mussten etwa die Beschreibungen von Walter Mittelholzers Buch «Afrikaflug» von 1927, das auch in der Zentralschweiz regen Absatz fand, weggelassen werden. Ferner konnten auch die an Luzerner Fasnachtsumzügen vermittelten Afrikabilder nicht berücksichtigt werden.

¹¹ Artikel «Vom Wohnen in Kenia», in: das wohnen 41/3, 1966, S. 71.



Abb. 2: Dunkelhäutiger Spahi mit Trienger Familie, Quelle: Gemeindearchiv Triengen

Tänze assoziiert.¹² Die Autorin des Beitrags macht vor allem die damaligen schweizerischen Lehrmittel für die Bildung dieser Stereotypen verantwortlich. Um ihre These zu untermauern, zitiert sie folgende Passage: «Der Trieb zur Arbeit, wie wir ihn kennen, ist beim Afrikaner ursprünglich nicht gross. Erst die Europäer haben wirtschaftliche Arbeitsmethoden und Maschinen eingeführt und Pflanzungen angelegt.»¹³ Diese eurozentrische Sichtweise, welche die Europäer als Kulturbringer und grosse Zivilisatoren feierte, kommt auch in einem weiteren Zitat zum Ausdruck: «Sie (die Araber) haben den Afrikanern den Islam aufgezwungen und sie jahrhundertlang durch ihre grausamen Sklavenjagden heimgesucht. (...). Erst die Europäer haben in den letzten Jahrzehnten einen durchgreifenden Umschwung eingeleitet. Sie haben den Sklavenhandel, der ganze Landstriche entvölkert hatte, lahmgelegt und für Ruhe und Ordnung gesorgt.»¹⁴ Aussagen wie diese muten vor dem Hintergrund des transatlantischen Sklavenhandels und der europäischen Kolonialisierung Afrikas, welche Millionen von afrikanischen Menschenleben forderten, unverständlich zynisch an.

Im folgenden sollen Vorstellungen von Afrika und Afrikanern, die vor dem Zweiten Weltkrieg im Kanton Luzern kursierten, untersucht werden. Es geht hauptsächlich um die Frage, was man wissen konnte und woher allfällige Bilder

¹² VERMOT, *Ethnologie*, S. 74.

¹³ Ebd.

¹⁴ Ebd.

nach Luzern kamen. Diesen fiktiven Bildern wird anschliessend die reale Begegnung mit Menschen aus Afrika gegenübergestellt, wie sie sich etwa im Sommer 1940 in Triengen ereignet hat.

EDLE MOHREN IN LUZERN

Eine der ersten Erwähnungen dunkelhäutiger Menschen, welche in der Stadt Luzern gesehen worden waren, findet sich im Tagebuch von Hans Salat. Darin hält er folgendes fest: «Item im 1521 jar ist hie gsin uf der brugg zur krone übernacht j (1) türckischer herr mitt ettlichen dienern, under denen warend ouch mören / doch wüst man nitt wohin / oder wohar».¹⁵ Salat schrieb das Tagebuch 1536 in einer Retrospektive. Er hat mit grösster Sicherheit in den amtlichen Schriften Luzerns über den Besuch des türkischen Herrs mit seinem merkwürdigen Gefolge gelesen und erachtete dies auch 15 Jahre später als aufschreibwürdig.¹⁶ Dies zeigt, wie selten so genannte *Mohren* zu jener Zeit in Luzern auftauchten. Schwarze waren damals in der Zentralschweiz nicht als real existierende Menschen bekannt, sondern erschienen höchstens als Heiligenfiguren weit entfernter Länder. So brachte schon Otto von Freising († 1158) zu Beginn des 12. Jahrhunderts als Erster einen der Drei Könige mit einer äthiopischen Familie in Verbindung. Dieser *Mohr* wurde zunächst als Caspar und im 13. Jahrhundert zunehmend als Balthasar identifiziert.¹⁷ Mit verstärktem Aufkommen der Weihnachtskrippe seit dem 17. Jahrhundert in den katholischen Gebieten Europas hielt der *Mohrenkönig* auch Einzug in Luzern.¹⁸ Patrizierfamilien aus Luzern besaßen teilweise sehr grosse Krippen. Die auf das Jahr 1800 datierte «Amrhyn-Krippe» zählt 70 Figuren.¹⁹ Noch grösser war die Krippe der Familie Schwytzer von Buonas, welche aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt und aus 216 Figuren besteht.²⁰ Neben dem *Mohren* aus dem Morgenland figurieren darin viele dunkelhäutige sarazenische Krieger mit goldenen Kronen, Turbanen oder glänzenden Waffen.

Eine weitere schwarze Figur aus der christlichen Ikonographie, die in der ganzen Zentralschweiz und weit darüber hinaus Verehrung fand, ist die Einsiedler Madonna, die aus der Mitte des 15. Jahrhunderts stammt.²¹ Sie kann jedoch keinesfalls als Afrikanerin betrachtet werden, denn bis zum Ende des 15. Jahrhunderts war die Darstellung von Schwarzen in Westeuropa eher symbolischer Na-

¹⁵ StALU, PS 112, S. 32 r. Tagebuch von Hans Salat, geschrieben 1536f.

¹⁶ Den Hinweis auf den Eintrag im Tagebuch von Hans Salat sowie die Erläuterung dazu habe ich von Silvia Hess aus Luzern, bei der ich mich herzlich bedanke.

¹⁷ MARTIN, Teufel, S. 34.

¹⁸ <http://www.krippenmuseum.com/frameset.html> (Zugriff am 19. 2. 2011).

¹⁹ HMLU, 1900.200.

²⁰ HMLU, 3458. Die letzte Besitzerin dieser Krippe war Adelheid Bell. Daher trägt sie den Namen «Bell-Krippe». Informationen von Dr. Heinz Horat, Historisches Museum Luzern, bei dem ich mich herzlich bedanke.

²¹ SCHREINER, Maria, S. 213.



Abb. 3: Das Wappen von Papst Benedikt XVI. zeigt den Korbiniansbären des Diözesanpatrons Korbiniian aus dem Stadtwappen Freising sowie den gekrönten Mohren aus dem Wappen der Erzbischöfe von München-Freising. Ergänzt wird es durch die Jakobsmuschel.

tur.²² Da auf mittelalterlichen Gemälden Maria nie ein schwarzes Angesicht trägt, liegt die Annahme nahe, dass die Statuen ursprünglich von heller Hautfarbe waren. Der Russ von Kerzen und Öllampen in den Kapellen sowie natürlich Farbveränderungen haben dazu beigetragen, dass die Madonnen im Laufe der Zeit verdunkelten.²³ Im Gegensatz zu weiss, das man mit Licht, Reinheit und himmlischem Glück verband, war schwarz oft negativ belastet. Es stand für Trauer, Sünde, Tod und das Dämonische.²⁴ Interessant ist, dass man die dunkle Färbung bei den Marienstatuen dennoch beibehielt. Dies deutet darauf hin, dass die Farbe schwarz nicht eindeutig dem Bösen zugeordnet wurde. Bereits im 12. Jahrhundert meinte der Mystiker Bernhard von Clairvaux († 1153), die schwarzen Pupillen der Augen würden den Menschen nicht verunstalten. Auch schwarzes Haar über einem bleichen Gesicht könne durchaus gefällig wirken.²⁵ Um der Farbe Schwarz göttliche Bedeutung zu geben, griffen Theologen auf

den Vers «Ich bin schwarz, aber schön» des Hoheliedes zurück. Man glaubte, die Schwärze der Madonna sei vor Gottes Augen wunderschön.²⁶ Jenseits biblischer Exegesen konnte die Madonna aus Einsiedeln für die Gläubigen schlicht für Faszination und Fremdheit stehen. Strenge Formgebung und die schwarze Farbe schufen einen Raum des Erhabenen, der Ehrfurcht gebietet.²⁷

Schwarze Menschen als Sujets fanden auch Eingang in die Heraldik. Das *signum aethiops* («der Wappenmohr») erscheint bereits im 13. Jahrhundert und lässt sich womöglich als Zeichen des Adels vor dem Hintergrund der Kreuzzüge erklären. Im Gegensatz zu königlichen Attributen wie Löwen oder Adler²⁸ wirkten Embleme wie Bären, Wölfe oder Sarazenen abschätzig. Sie konnten jedoch von Heldentaten desjenigen, der sie besiegt hatte, zeugen.²⁹ Des weiteren verkörperten schwarze Menschen ferne Gebiete an der Grenze des mittelalterlichen Reichs. Es ist daher naheliegend, dass das Mohrmotiv ab dem 14. Jahrhundert von städtischen Kaufleuten verwendet wurde, die mit Gütern aus dem fernen Orient handelten. In diesem Zusammenhang steht der Wappenmohr als Symbol für Handelsgeist und Wohlstand. Wappen, Siegel und Münzen einer erstaunlich

²² BUGNER, Image, S. 135.

²³ SCHMID, Schwarz, S. 3.

²⁴ SCHREINER, Maria, S. 232.

²⁵ Ebd., S. 244.

²⁶ SCHMID, Schwarz, S. 8.

²⁷ SCHREINER, Maria, S. 213.

²⁸ KOPP, Peter F., Wappen, in: HLS, www.hls-dhs-dss.ch (Zugriff am 19. 2. 2011).

²⁹ BUGNER, Image, S. 7.

grossen Zahl von Patrizierfamilien und ganzer Städte wie Pappenheim, Köln oder Coburg tragen auf einmal die Büste von *Mohren*.³⁰ Familien, deren Wappen ein *Mohr* zierte, gehörten zu den wirtschaftlich aktivsten und einflussreichsten der damaligen Gesellschaft. Ihre Sitze lagen oft an Handelsstrassen des Rheins. Oder sie residierten an den Endpunkten anderer bedeutender Handelswege in Nürnberg, Coburg, München, Freising³¹ oder Zürich.³²

Verschiedene Adaptionen des heraldischen *Mohrs* sind auch in der bedeutendsten Wappensammlung des Mittelalters, der Zürcher Wappenrolle von 1340, zu finden.³³ Heute findet sich der Wappenmohr mittelalterlichen Ursprungs in folgenden Gemeinden der deutschsprachigen Schweiz³⁴: Flumenthal³⁵, Mandach³⁶, Möriken-Wildeggen³⁷ und Oberweningen³⁸. Diese *Mohren*, wie etwa jener des aargauischen Mandachs³⁹, wurden oft mit dem heiligen Mauritius in Verbindung gebracht. Jener wurde in der Regensburger Kaiserchronik von 1160 als «herzoge der More» bezeichnet, der über eine Schar von «swarzen Moren» herrschte. Seit 1240 steht im Magdeburger Dom eine Statue von ihm, die ihn als Schwarzen zeigt.⁴⁰

Im Kanton Luzern taucht der *Mohr* auf verschiedenen Familienwappen auf. Auf dem Wappenschild der Familie Mohr sind drei schwarze Köpfe zu sehen.⁴¹ In der Wappensammlung des Stadtluzerner Restaurants Pfisterstube zierte ein *Mohr* das Wappen eines gewissen Herrn Xaver Caspar. Ferner findet man den *Mohren* in den Wappen der Familien Morel von Pfeffikon und Hitzkirch⁴² sowie der aus Beromünster stammenden Morhardt und Möriken.⁴³ Da sich aus den Namen dieser Bürgergeschlechter das Wort *Mohr* ableiten lässt, handelt es sich hierbei um sprechende Wappen, deren Gestaltung also direkt auf den Familiennamen anspielt.⁴⁴

³⁰ Ebd., S. 52.

³¹ Das Wappen des aktuellen Papstes Benedikt XVI. trägt den *Mohren* der Erzbischöfe von München-Freising.

³² Ebd.

³³ Ebd., S. 10 sowie KOPP, Peter F., Wappen. in: HLS, www.hls-dhs-dss.ch (Zugriff am 19. 2. 2011). Ferner: MERZ/HEGI, Wappenrolle.

³⁴ In der Westschweiz trägt das Wappen der Gemeinde Avenches einen Mohren. www.ngw.nl/int/zwi/a/avenches.htm (Zugriff am 19. 2. 2011).

³⁵ www.flumenthal.ch (Zugriff am 19. 2. 2011).

³⁶ www.mandach.ch (Zugriff am 19. 2. 2011).

³⁷ www.moeriken-wildeggen.ch/xml_1/internet/de/application/d7/f38.cfm (Zugriff am 19. 2. 2011).

³⁸ www.oberweningen.ch (Zugriff am 19. 2. 2011).

³⁹ GALLIKER/GIGER, Gemeindewappen, S. 208.

⁴⁰ MARTIN, Teufel, S. 35.

⁴¹ HMLU, Wappenschilder Familie Mohr, 2489.055 und 2489.056.

⁴² <http://www.staatsarchiv.lu.ch/index/schaufenster/familienwappen.htm?buchstabe=m&wappen=1486.jpg> (Zugriff am 19. 2. 2011).

⁴³ www.chgh.net/heraldik/m/moe/moerikon.htm und www.chgh.net/heraldik/m/mo/morhardt.htm (Zugriff am 19. 2. 2011).

⁴⁴ Weitere solche sprechende Wappen finden sich bei folgenden Schweizer Familien: Mohr (von Chur, ehemals Susch), Mohr (von Zerne), Moor (von Vordemwald), Morell (von Egelshofen), Moret (von

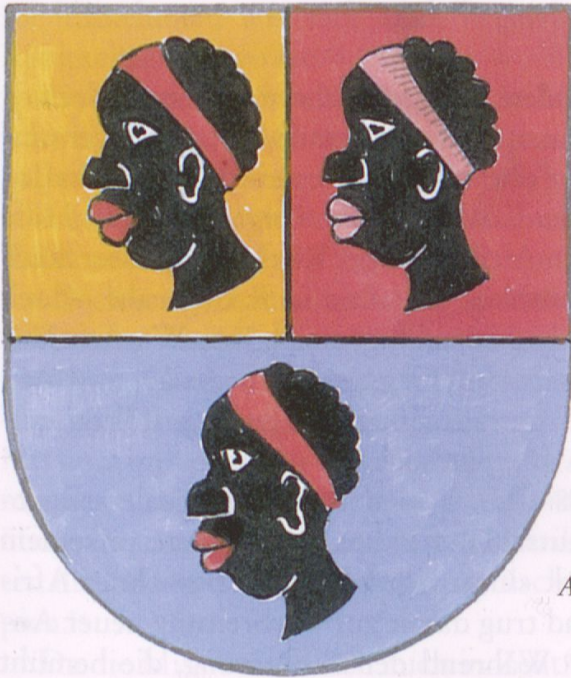


Abb. 4: Wappen Morel. Da sich aus dem Familiennamen Morel das Wort Mohr ableiten lässt, handelt es sich hierbei um ein sprechendes Wappen.

Schliesslich wurden auch immer wieder Gasthäuser mit dem Namen *Mohr*, wie das Beispiel von Willisau zeigt, versehen. Es liegt nahe, dass mit der Bezeichnung *Mohr* der schwarze Weise aus dem Morgenland gemeint war. Die Namensgebung «Drei Könige» für Gasthöfe, wie etwa in Entlebuch, rührt daher, dass Reisende die Drei Weisen um Schutz anriefen. Die Schutzpatrone der Reisenden konnten manchmal auch Schutzpatrone der Gasthäuser werden, was sich auf deren Bezeichnung übertrug.⁴⁵

Bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gelangten nur ein paar wenige dunkelhäutige Menschen afrikanischer Abstammung nach Luzern. Folglich kann festgehalten werden, dass reale Begegnungen mit ihnen äusserst selten stattfanden. Dennoch war die Kenntnis von schwarzen Menschen im Bewusstsein der Luzerner Bevölkerung seit dem Mittelalter stark ausgeprägt. Es handelte sich dabei jedoch nicht um Subjekte aus Fleisch und Blut mit eigenständigem Handeln und geschichtlichem Hintergrund, sondern um fiktive Objekte, welche als Metaphern instrumentalisiert worden waren oder als Allegorien dienten.⁴⁶ Das Stereotyp des *edlen Mohren* hielt sich in der Schweiz um Jahrhunderte länger am Leben, als etwa in Spanien oder Portugal, wo es bereits im 16. Jahrhundert im Zeitalter der Kolonialisierung und des transatlantischen Sklavenhandels vom *primitiven Neger* abgelöst wurde.⁴⁷

Freiburg, ehemals von Vuadens), Mori (von Bern, ehemals von Kallnach), Morlot (von Bern, ehemals aus Genf und Basel), Möhr (von Maienfeld), Möri (von Bern, ehemals von Lyss), Möriker (von Bern), Mörikofer (von Frauenfeld).

⁴⁵ MARTIN, Teufel, S. 57.

⁴⁶ Vgl. ebd., S. 10f.

⁴⁷ Ebd., S. 12.

Bevor die Portugiesen im 15. Jahrhundert auf der Suche nach einem Seeweg nach Indien Afrika zu umschiffen begannen, war der Kontinent noch sagemumwoben. Man glaubte, dass ein mächtiger christlicher Priesterkönig namens Johannes im biblischen Äthiopien dem *Abendland* gegen die *Ungläubigen* zu Hilfe eilen würde. Zudem nahm man an, dass in Afrika riesiger Reichtum grosser Städte verborgen lag. Nachdem die portugiesischen Seefahrer in Küstennähe jedoch fast oder ganz nackte Menschen vorfanden, zerschlugen sich ihre Wunschträume bezüglich Steigerung des Wohlstands. Im Gegensatz zu Asien und den Gewürzinseln wurde Afrika eine grosse Enttäuschung und hatte aus ökonomischer Sicht nur eines zu bieten, nämlich *Manpower*.⁴⁸

Der gelehrte Sebastian Münster (1488–1552), dessen Konterfei die letzte 100-DM-Banknote der Bundesrepublik Deutschland zierte, bezeichnete in seinem 1544 in Basel veröffentlichten Hauptwerk «Cosmographia» die Bewohner Afrikas als religionslose Menschenfresser und trug damit zur Verbreitung neuer Ansichten über Schwarze in Europa bei.⁴⁹ Während der Aufklärung, die bemüht war, die Welt in einem neuen Verständnis jenseits biblischer Kosmologie zu beschreiben, wurden die afrikanischen Schwarzen mit ihrem vermeintlich «affenähnlichen» Körpern schliesslich vollständig degradiert und repräsentierten bald das Gegenteil europäischer Menschen. Mittels damaliger «wissenschaftlicher» Kriterien attestierte man ihnen Faulheit, Geilheit, Hässlichkeit und Einfalt.⁵⁰ Vor dieser verheerenden Vorverurteilung waren auch humanistische Gelehrte wie Montesquieu (1689–1755), Hume (1711–1776) oder Voltaire (1694–1778) nicht gefeit, die die Versklavung der Afrikaner damit begründeten, dass diese nicht zu den Menschen zu zählen wären, sei es, weil Gott niemals in einen so dunklen Körper eine reine Seele stecken würde, oder einfach, weil sie den Affen ähnlich seien.⁵¹ Fortan war das den nordafrikanischen Mauren entlehnte Wort *Mohr* immer seltener zu hören. An seine Stelle trat das Wort *Neger*, das einen durch seine Schwärze ausgewiesenen *barbarischen Primitiven* suggerierte.⁵²

Man mag sich fragen, ob sich dieses Gedankengut auch in von Afrikanern und Sklavenhandel unberührten Gegenden wie der Zentralschweiz ausbreiten konnte. Und tatsächlich sollte Luzern dagegen nicht immun bleiben. Denn auch hier wurden die gängigsten Schriften europäischer Gelehrter gelesen. Zudem fanden konkrete Begegnungen zwischen Luzernern und afrikanisch stämmigen Menschen statt. Söldner aus der Zentralschweiz unterstützten europäische Mächte, namentlich Frankreich, in ihrem Kampf um neue Kolonien. So kämpfte beispielsweise ein Schweizer Bataillon 1803 auf St. Domingo, dem heutigen Haiti, gegen die schwarzen Aufständischen. Die Schweizer mussten erhebliche Verlu-

⁴⁸ BUGNER, *Image*, S. 241f.

⁴⁹ MARTIN, *Teufel*, S. 84.

⁵⁰ Ebd., S. 220.

⁵¹ EDEH, *Grundlagen*, S. 31.

⁵² MARTIN, *Teufel*, S. 85. Ferner auch: BITTERLI, *Entdeckung*.

ste hinnehmen, was sich auch negativ auf die Schwarzenbilder der wenigen Rückkehrer auswirkte.⁵³

Einen wesentlichen Beitrag zur Verbreitung von Afrikabildern in der Zentralschweiz leisteten Missionare. Bereits in der frühen Neuzeit waren vereinzelt katholische Schweizer Missionare in Überseegebieten tätig. Der grosse Missionsboom setzte jedoch erst im 19. Jahrhundert ein, zur Zeit also, als europäische Kolonialmächte Afrika zu durchdringen begannen. Bis vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs hatten sich verschiedene Kongregationen in Afrika darum bemüht, den vermeintlich Hilfsbedürftigen den rechten Weg zu zeigen und den richtigen Glauben zu bringen. Kapuziner wirkten in Dar el Saalam im heutigen Tansania, Engelberger Benediktiner in Französisch-Kamerun und die Bethlehem Mission Immensee in Südrhodesien, dem heutigen Simbabwe. Neben Ordensmännern engagierten sich auch Missionsschwestern. Menzinger Schwestern übernahmen 1883 ein Mandat in Südafrika. Schwestern von Baldegg unterstützten die Arbeit der Kapuziner in Britisch-Ostafrika und wirkten später in Äthiopien.⁵⁴

Da die Missionierenden auch in Zentralschweizer Bildungsanstalten tätig waren, konnten sie sozusagen aus erster Hand über die *armen Heiden* in Afrika berichten. Dabei kolportierten sie auch stereotype Beschreibungen, die von kulturimperialistischem Denken und sendungsideologischen Rechtfertigungen geprägt waren.⁵⁵ In einem 1936 veröffentlichten Buch, das der lutherischen Missionsarbeit in Afrika gewidmet ist, vergleicht der Missionar, Ethnologe und Historiker Dr. Heinrich Vedder (1876–1972) die Menschen in «Deutsch-Südwestafrika» mit Höhlenmenschen. «Ein Buschmann verschmäht nichts Essbares. In Zeiten der Hungersnot röstet er sogar den Fellschurz, mit dem er sich bekleidet, das Schlaffell, mit dem er sich in den kalten Monaten des Jahres gegen die Kälte schützt, zerstampft die gerösteten Felle, macht aus dem schwarzen Mehl unter Zusatz von Wasser einen Brei und verzehrt so seine eigene Kleidung.»⁵⁶ Dass die Europäer solchen *Armseligen* aus ihrer *Misere* helfen sollten, war christliches Selbstverständnis.⁵⁷

Gerne berichteten Missionare von ihren abenteuerlichen Reisen in ferne Länder. Diese Berichte wurden teilweise als Serien in Zeitungen veröffentlicht, um einem wissbegierigem Publikum, das nicht in der Lage war, die Schweiz zu verlassen, die Welt zu erklären. Ein eindrückliches Beispiel hierfür ist die Reisebeschreibung des Luzerner *Missionärs* Jakob Huwiler. In sechs aufeinanderfolgenden Ausgaben des Luzerner «Vaterlands» wurde sein Artikel «Vom indischen Ozean zum Nyassa-See» Ende November 1902 abgedruckt.⁵⁸ Pater Huwiler erzählt darin von seiner Reise zu seiner künftigen Missionsstation Kigonsera im

⁵³ SCHELBERT, Schweiz, S. 97.

⁵⁴ HALLER-DIRR, Marita: Die katholischen Missionen, in: HLS, www.hls-dhs-dss.ch (Zugriff am 20. 2. 2011).

⁵⁵ SCHUBERT, Fremde, S. 71.

⁵⁶ VEDDER, Südwestafrika, S. 57.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ HUWILER, Ozean. Die Artikel erschienen im Vaterland vom 22., 23., 25., 26., 27. und 28. November 1902.

heutigen Tansania. Mit vier Schwestern bestieg er einen Dampfer im Hafen von Dar el Saalam. Eine erste Zwischenstation war Sansibar. Dann ging es weiter nach Kilwa, wo die Fahrt auf dem «unfreundlichen Meere» ein Ende fand. Von dort zog die Reisegruppe mit über hundert Trägern und Eseln auf dem Landweg weiter. Nach dem Erreichen der Mission machte Huwiler noch einen Ausflug zum Nyassa-See.

Wenn man Huwilers Reisebericht auf die darin enthaltenen Schilderungen von Afrika und dessen Bewohner hin untersucht, stellt man fest, dass der Kontinent als gefährlich und heimtückisch erscheint. Einige der Schwestern erkrankten ernsthaft auf der Reise, was für eine sogar tödliche Folgen hatte. Die Redaktion des «Vaterlands» hielt posthum fest: «Einem seitherigen Privatbriefe des Missionärs mussten wir leider die bedauerliche Meldung entnehmen, dass Schw. Konstantia schon drei oder vier Monate später starb, ein allzufrühes Opfer christlichen Seeleneifers.»⁵⁹

Auf dem Landweg von Kilwa nach Kigonsera, der sich über mehrere Tagesmärsche erstreckte, wurde die Gruppe gleich zu Beginn von einem Heuschreckenzug überrascht: «Wie Schneeflocken kommen sie daher, die Luft verdunkelt sich ob der bräunlichen Massen. Diese Millionen-Heerzüge sind imstande, in einer Nacht eine Gegend ganz kahl zu fressen. Der Anblick eines einzigen dieser Züge erklärt uns die von ihm verübten Verwüstungen und die folgende Hungersnot.»⁶⁰ In einer der darauffolgenden Nächten wurde das Lager von einem Löwen überfallen. Dieser kam aus dem Dickicht hervorgesprungen und verbiss sich sofort in den Nacken eines Esels. Eine Schwester rief in Huwilers Zelt hinein: «Um Gotteswillen, ein Leu ist da!»⁶¹ Rasch eilte er mit dem Gewehr hinaus. Er sah, wie eine der Schwestern tapfer mit einem brennenden Scheit auf den Löwen zuging. Im Gegensatz zur mutigen Christin weist er auf die Feigheit der Schwarzen hin: «Auch die Neger haben Feuerbrände in den Händen, ziehen sich aber behutsam hinter ihre Feuer zurück.»⁶²

Über die Einwohner eines Dorfes, das an der Route lag, schreibt Huwiler folgendes: «Die Leute sind ein ziemlich scheues Völklein, doch nahmen die wenigsten bei unserer Ankunft Reissaus, wie es sonst häufig geschieht; die meisten kommen vielmehr herbei, grüssen freundlich und betrachten die Schwestern; von diesen Naturkindern hatte wohl noch keines eine europäische Frau zu sehen bekommen.»⁶³ Die Einwohner eines anderen Dorfes, durch das er später auf seinem Ausflug zum Nyassa-See kommen sollte, reagierten auf das Herannahen der unbekanntenen Gruppe weitaus vorsichtiger und zogen sich komplett in eine Höhle zurück. Nachdem einige Träger den Eingang gefunden hatten, verspürte Huwiler grosse Lust, hineinzugehen. Einzig der schmale Eingang und die «unangenehmen Gerüche» hielten ihn davon ab.⁶⁴ An dieser Stelle kann die Frage

⁵⁹ Ebd., S. 24 in einer Fussnote der Redaktion. Huwiler verfasste seinen Bericht im Juni 1902.

⁶⁰ Ebd., S. 9.

⁶¹ Ebd., S. 10.

⁶² Ebd.

⁶³ Ebd., S. 14.

⁶⁴ Ebd., S. 30.

gestellt werden, ob Huwiler mit dieser Schilderung aufzeigen wollte, dass die entsprechenden Dorfbewohner auf ihrer zivilisatorischen Entwicklungsstufe noch nicht allzuweit von Steinzeitmenschen entfernt waren. Huwiler erklärt sich die Tatsache des fluchtartigen Rückzugs der Dorfgemeinschaft in eine Höhle aus dem schüchternen Naturell der Einwohner. Was diese jedoch zuvor durch europäische Eindringlinge erlitten haben könnten und eventuell gar traumatisiert waren, sind Fragen, denen er sich nicht stellt.

Ob Huwiler den üblen Geruch, der aus der Höhle aufstieg, auf Ausdünstungen der sich darin versteckenden Einheimischen zurückführte, lässt sich nicht eindeutig belegen. Diese Vermutung liegt jedoch nahe, wenn man eine weitere Stelle seines Berichts hinzuführt, in dem er seine optische Wahrnehmung der Schwarzen festhält: «Die Einwohner sind nicht besonders schön. Besonders die Frauen verunstaltet das Pelele (der Lippenpflock). Die Oberlippe wird durchbohrt, ähnlich wie in Europa die Ohren; dann wird zuerst ein dünnes Hölzchen hineingedreht, nach und nach das Loch vergrössert, bis es Hölzchen von 1 – 1 ½ Centimeter Durchmesser annehmen kann. (...). Die Männer durchbohren die Ohren und stecken Mohogo-Abschnitte hinein, sodass es aussieht, als hätten sie eine abgeschnittene Stearinkerze im Ohr. Die meisten Männer tätowieren sich; einige sah ich mit kleinen Knötchen in der Gesichtshaut; sie sind wie mit Warzen überdeckt – ein abscheulicher Anblick!»⁶⁵

Neben Feigheit und Hässlichkeit attestiert der Luzerner Pater den Schwarzen auch Faulheit, wie folgende Passage verdeutlicht: «Am folgenden Tage geht es 6 Stunden weiter nach Mitucabuti, d. h. zu einem Tümpel Wasser, der diesen Namen führt. Diesmal sind wir in der Ausstellung der Zelte vorsichtiger. Rings um sie herum müssen die Träger sich legen und viel Holz sammeln, um das Feuer damit gut unterhalten zu können. Das braucht aber viel Worte und selbst Schläge, bis die phlegmatischen Schwarzen sich dazu verstehen.»⁶⁶ Seine Einstellung über die Trägheit der schwarzen Träger lässt Huwiler auch in einer Schilderung über die so genannten «Negerpfade» durchblicken: «So ziehen wir es vor, den Negerpfaden zu folgen. Das sind nun Wege wie zu Hause die Wege über Wiesen, aber insofern schlechter, als auf beiden Seiten Dornen, Aeste etc. hineinragen und sie so krumm als möglich sind. Es fällt eben keinem Neger ein, einen umgefallenen Ast zu entfernen, lieber geht er um denselben herum, und wenns hundert Mann sind, so tut jeder das nämliche.»⁶⁷

Schliesslich taucht das Stereotyp der Unbeholfenheit auf, wie aus folgender Beschreibung hervorgeht: «Der Schenti-Esel hätte heute bald einen unserer Schwarzen unglücklich gemacht. Plötzlich wild geworden, rennt er in das Buschwerk hinein, ein Schwarzer will ihn aufhalten, ergreift das Seil, das der Esel um den Hals hat, und will ihn daran aufhalten; allein er verwickelt sich in das Seil und nun reisst ihn der Esel durch dick und dünn mit sich fort. Besorgt um sein Leben, kann ich leider doch rein gar nichts für ihn tun. Endlich ist der Esel müde

⁶⁵ Ebd., S. 32.

⁶⁶ Ebd., S. 13.

⁶⁷ Ebd., S. 16.

und hält ein. Glücklicherweise hat der Schwarze von dem Herumgeschleiftwerden keine grössere Wunde erhalten, dagegen ist der ganze Leib von Dornen zerkratzt.»⁶⁸

Die Schwarzen werden im Reisebericht genau so beschrieben, wie es rassistische Stereotypen und koloniale Denkweisen vorgeben: Sie sind faul, feige, unbeholfen, riechen übel und sehen hässlich aus. Nur ein einziges Mal, man könnte versucht sein zu sagen, dass er mit dieser Ausnahme eine Regel bestätigt sehen wollte, schreibt er positiv über die Einheimischen. Als er am Ufer des Nyassa-Sees auf schwarze Fischer trifft, zeigt er sich beeindruckt von ihren Fischernetzen, die diese selbst gemacht hätten «und zwar in einer Feinheit und Sauberkeit, die Staunen erregen.»⁶⁹ Während er für die Schwarzen indes keine weiteren guten Worte mehr findet, gerät er beim Anblick des grossen Sees regelrecht ins Schwärmen: «Da liegt er also, der Nyassa-See, von dem ich schon in meiner Jugendzeit so vieles gelesen und der mich immer so interessiert hat! In blauer Ferne sieht man das westliche Ufer, das bereits zu Britisch-Zentralafrika gehört. Hohe Berge fassen diesen gewaltigen See Innerafrikas ein, und diese Umrahmung gereicht ihm zum besonderen Schmucke.»⁷⁰ Diesen reizvollen Eindruck relativiert er jedoch im Vergleich mit seiner Luzerner Heimat umgehend: «Mit dem Vierwaldstättersee lässt er sich freilich bei weitem nicht vergleichen, die Romantik fehlt ihm, die Linien sind zu eintönig und ebenso die Linien der ihn einschliessenden Berge.»⁷¹

Dass die Ureinwohner Afrikas von den europäischen Kolonialmächten unterdrückt und ausgebeutet wurden, schien sich Huwilers Wahrnehmung zu entziehen. Auf seinen Reisezwischenhalten genoss er stets die Gastfreundschaft der neuen europäischen Herren. In seinem Weltbild waren diese die rechtmässigen neuen Landbesitzer. Schliesslich erwiesen sie den Afrikanern einen Dienst, indem sie ihnen die Zivilisation brachten. Durch die Taufe und eine christliche Lebensgestaltung konnten die Afrikaner wenigstens in moralischer Hinsicht zu den Europäern aufsteigen. Sie blieben zwar hässlich und würden nie Könige aus dem Morgenland werden, doch der Eintritt ins Königreich Gottes war ihnen immerhin möglich. Auf Gebiete, in welchem ihre Vorfahren seit Jahrtausenden gelebt hatten, konnten sie jedoch keine Ansprüche gelten machen. Einmal lässt Huwiler seinen Blick von einer Anhöhe über das weite Land schweifen und äussert sich wie folgt: «Wie viel Land ist hier unbewohnt! Tausende, Millionen Menschen hätten hier noch Platz, und das Gelände wäre nicht schlecht. Die Schwarzen brauchens nicht. Die Bevölkerung ist sehr spärlich, hauptsächlich Schuld der Vielweiberei und der Unsittlichkeit.» Hier offenbart sich, wie tief verwurzelt koloniales Denken auch bei einem Luzerner Missionar sein konnte. Mit diesem Denken und der Vorstellung respektive der Annahme einer *terra nullius*, einem Niemandland, beschlagnahmten europäischen Kolonisatoren

⁶⁸ Ebd., S. 17.

⁶⁹ Ebd., S. 31.

⁷⁰ Ebd., S. 30f.

⁷¹ Ebd., S. 31.

weite Teile der Welt, machten sie sich untertan und rotteten dabei unzählige Kulturen aus.

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert waren viele verschiedene Missionsbilder in der Zentralschweiz im Umlauf, die von Geistlichen an Schulkinder verteilt worden waren. Diese hatten etwa die Grösse einer Postkarte und waren farbig bedruckt. Als häufiges Motiv dienten schwarze Kinder, die sich von einem weissen Priester taufen liessen. Auf einem Missionsbildchen der Firma Benziger von 1892 hält ein schwarzer Junge ein Schild mit der Aufschrift: «Weisser, kauf mich doch!» Auf der Rückseite dieses für den katholischen «Kindheit-Jesu-Verein» hergestellten Bildchen wurden die Schüler wie folgt aufgeklärt:

«Mein liebes Kind! Dieser arme Negerknabe auf diesem Bilde da hat dir was Wichtiges zu sagen. Seine schwarzen Brüderlein und Schwesterchen haben ihn zu dir geschickt. Aber sei mit dem Kleinen ja nicht böse und hör' ihn freundlich an. [...] Ach! Wie sind die lieben Heidenkinder dort so arm! Ihre Väter und Mütter legen sie an die Strassen und gehen davon oder werfen sie noch gar ins Wasser. Und was noch am meisten schmerzt, kommt erst. Diese armen Heidenkinder werden nie den wunderbaren Gott anschauen, weil sie ohne Taufe sterben. O Jammer! Mein Kind, so darfs nicht sein. Darum auf! Kauf diese armen Negerkinder los. Lass dich in den Kindheit-Jesu-Verein aufnehmen und hilf den Missionären das Heidenland erobern. Gib von nun an kein Geld mehr für Zuckerwaren her. Leg all dein Geld für die lieben Heidenkinder zusammen. Das bringt reichen Himmelslohn. Mein Kind! Vergiss es nie mehr, was der arme Negerknabe dir sagte: Weisser kauf mich doch!»⁷²

Das konstruierte Bild zeigte in materieller wie auch in religiös-moralischer Hinsicht hilfsbedürftige Wesen. Im gleichen Kontext kann auch der so genannte *Nickneger*, das *Negerli*, erwähnt werden. Dabei handelte es sich um eine Figur, die mit dem Kopf dankend nickte, wenn man eine Münze hineinwarf. Auf dem Sockel der Figur stand beispielsweise geschrieben: «Willst Du den Heiden Hilfe schicken, dann lass mich Aermsten freundlich nicken.»⁷³ Bereits im Kindergarten machte man mit diesem schwarzen Figürchen Bekanntschaft. Es stand jedoch auch in Geschäften oder auf Kommoden in Luzerner Wohnzimmern. Mit dem *Negerli* wurde Geld für arme Menschen in fernen Ländern gesammelt. Es sollte die Kinder darauf aufmerksam machen, dass beispielsweise in Afrika Menschen lebten, denen es nicht gut ging. Die aber auch Heiden waren. Diese sollte man nicht nur bemitleiden, sondern ihnen helfen und den richtigen Glauben bringen. Aus dieser Überlegung heraus wurde das *Negerlen* geboren und entwickelte sich zu einem Brauchtum, das noch heute in der Schweiz existiert, wie etwa in Ricken im Kanton St. Gallen.⁷⁴ Jeweils am Schmutzigen Donnerstag werden Primarschülerinnen als Afrikanerinnen, Japanerinnen und Chinesinnen kostümiert und geschminkt mit einem *Negerkässeli* zum Sammeln von Tür zu

⁷² Missionsbild der Firma Benziger, produziert für den katholischen «Kindheit-Jesu-Verein» (1892). Hinweis von Heinz Nauer, Einsiedeln, bei dem ich mich herzlich bedanke.

⁷³ <http://www.bruchsal.org/story/nickneger-im-paulusheim-bruchsal> (Zugriff am 20. 2. 2011).

⁷⁴ <http://www.tagblatt.ch/tagblatt-alt/tagblattheute/tt/tt-ne/art788,192078> (Zugriff am 20. 2. 2011).

Tür geschickt. Dabei singen sie das in der Schule einstudierte Dankeslied und folgenden Vers: «Grüss Gott. Wir bringen einen Gruss euch aus der Dritten Welt. Ums Glück von vielen Kindern ist es übel dort bestellt. Wir möchten helfen. Helft auch ihr.»⁷⁵

Neben Missionierenden brachten vor allem Reisende Berichte und Bilder aus Afrika und dessen Bewohner nach Luzern mit. Die mittelalterliche Stadt hatte sich im 19. Jahrhundert innert weniger Jahre zu einem bedeutenden Touristenort gewandelt, der illustre Gäste aus der ganzen Welt anzog.⁷⁶ Einige liessen sich in Luzern nieder. So etwa der österreichische Weltreisende und Schriftsteller Ernst von Hesse-Wartegg (1854–1918), der seit 1891 gemeinsam mit seiner Ehefrau, der berühmten amerikanischen Opernsängerin Minnie Hauk (1851–1929), im von ihnen erbauten «Schlössli Wartegg» lebte.⁷⁷ Von Hesse-Wartegg war seiner Zeit einer der bekanntesten Reiseschriftsteller im deutschsprachigen Raum und verfasste unzählige Artikel für verschiedenste Zeitungen. Zudem publizierte er viele Bücher über seine Reisen, welche von der Presse stets begeistert besprochen wurden.⁷⁸ Er bereiste amerikanische Länder wie Kanada, die Vereinigten Staaten, Mexiko, Venezuela oder Brasilien. Ferner führten ihn seine Reisen nach Asien, wo er sich längere Zeit unter anderem in China, Korea, Japan oder Indien aufhielt. In Siam war er sogar Gast des Königs. Schliesslich machte er auch zwei grössere Reisen nach Nordafrika.⁷⁹

Ernst von Hesse-Wartegg hielt überdies viele Referate mit Lichtbildern seiner Reisen. Ob er in Luzern auch referierte, müsste noch abgeklärt werden. Gewiss war er jedoch an gesellschaftlichen Anlässen ein gern gesehener und gehörter Gast. Welches Afrikabild er hier verbreitet haben könnte, bedarf ebenfalls weiterer Abklärungen. Es scheint aber, wenigstens was die Schwarzen betrifft, äusserst pejorativ gewesen zu sein. 1882 besprach die deutsche Wochenzeitschrift «Daheim» von Hesse-Warteggs neuestes Buch «Mississippifahrten», das ein Jahr zuvor erschienen war. Daraus lässt sich ableiten, dass von Hesse-Wartegg wohl ein Gegner der Sklaverei war, doch den Schwarzen, die nun in den Parlamenten der Südstaaten sassen, jede politische Kompetenz absprach. Die «schwarzen Gentlemen» seien grosse, kräftige Leute, die sich auf der Feldarbeit vortrefflich bewährt hätten, im Parlament des Staates Louisiana, der über eine Million Einwohner habe und dessen Hauptstadt New Orleans eine Weltstadt sei, würden sie aber eine recht traurige Figur machen. Folglich hätte der Süden immer noch unter den Folgen des amerikanischen Bürgerkriegs zu leiden und dies vor allem durch die «Negerwirtschaft», welche eine Unkultur sei. Diesbezüglich wird von Hesse-Wartegg mit folgenden Worten zitiert: «Sambo aus Afrika, Sambo, der schwarze, schweissige, dickmäulige, grinsende Sklave, auf dessen Rücken die

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ HUBER, Luzern, S. 205f.

⁷⁷ <http://www.historische-daten.de/projekte/wartegg/wartegg.htm> (Zugriff am 21. 2. 2011).

⁷⁸ Der Nachlass von Ernst von Hesse-Wartegg befindet sich in der Sondersammlung der ZHB unter der Signatur MS N 10. Hinweis von Dr. Peter Kamber, Fachreferent Geschichte der ZHB, bei dem ich mich herzlich bedanke.

⁷⁹ ZHB Luzern, Sondersammlung MS N 10 sowie VON HESSE-WARTEGG, Tunis.

Peitsche oft niedergesaust, er ist Senator, Volksvertreter und sitzt in dem alten ehrwürdigen Lederfauteuil seines einstigen Herrn!»⁸⁰ Der Artikel hält fest, dass Louisiana seit dem Ende des Bürgerkrieges und seiner angeblichen Befreiung nicht aus Betrug, Diebstahl und Wahlschlachten herausgekommen und zudem moralisch und finanziell ruiniert sei. Um dieser Aussage Gewicht zu verleihen und gleichzeitig die Verantwortlichen dafür anzuprangern, wird erneut von Hesse-Wartegg zitiert: «Immer noch herrschen die Yankees und die Neger, ohne dass die gute und ehrenhafte Bevölkerung Louisianas sich aus ihrer Apathie aufrütteln und die ganze Bande davon jagen würde.»⁸¹

Doch nicht nur Weltreisende kamen nach Luzern, auch Luzerner bereisten die Welt. Vom 16. bis zum 28. April 1925 organisierte die Luzerner Liedertafel eine Algerienreise. Die 90 Teilnehmer, alles Männer, waren wohlhabende und angesehene Bürger aus Luzern und Umgebung. In für damalige Verhältnisse kurzer Zeit legten sie relativ grosse Distanzen zurück. Ihre Reise führte von Luzern über Genf nach Marseille. Dort bestiegen sie einen Dampfer, der sie nach Algier brachte. Nach einem Besuch der Schweizer Kolonie, der sie eine Tellstatue aus Bronze überreichten, um den 800 Schweizer Kolonisten in Algerien ein Geschenk der Heimat zu machen, standen zwei Ausflüge zu den nahe gelegenen Küstenstädten Sidi Ferruch und Tipaza auf dem Programm. Danach ging es mit dem Dampfschiff nach Nizza und über das Tessin zurück nach Luzern, wo die Gruppe von befreundeten Vereinen und mehr als tausend herbeigeeilten Menschen empfangen wurde. Die Reiseerlebnisse, die Dr. Martin Simmen (1887–1972) eindrücklich festhielt, wurden in zwölf Briefen im «Luzerner Tagblatt» abgedruckt und erschienen auch als Sonderdruck.⁸²

Da davon ausgegangen werden kann, dass sich viele Luzernerinnen und Luzerner für die Briefe interessierten und sie mit Spannung lasen, sollen im folgenden die darin enthaltenen Afrikabilder wiedergegeben werden. Die daheim Gebliebenen hatten schliesslich keine andere Möglichkeit, ihr Wissen über Afrika zu erweitern, als über solche Berichterstattungen. Bereits auf der Überfahrt von Marseille nach Algerien machten die Luzerner Bekanntschaft mit reich dekorierten Araberoffizieren in Fez und rotem Burnus. Während die Mitglieder der Liedertafel sich in der vornehmen ersten Klasse mit den Offizieren unterhielten, blickte Martin Simmen etwas mitleidig auf das freie Deck hinunter: «Die Turkos und Spahis hüllten sich in der frischen Bise in ihre roten wollenen Burnusse ein; das arme Volk der 4. Klasse, das die Nacht draussen zubringen muss, wickelt sich ein, wie es geht, in Mänteln und Decken und ursprünglich weisse Arabermäntel.»⁸³ Dann wandte er sich aber wieder einem arabischen Oberleutnant zu, der während des Ersten Weltkrieges in der Schweiz interniert gewesen sei und ein paar Brocken Berndeutsch gesprochen habe. Über ihn äusserte er sich wie folgt: «Je länger man mit diesem Mann sich unterhielt, desto grösser wurde der Respekt vor

⁸⁰ Artikel «Mississippi-Fahrten» in der Wochenzeitschrift «Daheim», No. 7, 1882.

⁸¹ Ebd.

⁸² SIMMEN, Liedertafel-Reise.

⁸³ Ebd., S. 17.

der individuellen Bedeutung dieses Typus, vor der Weite seines Horizontes, der Menschenkenntnis und der unbedingten Sicherheit seines Ethos, das nichts Partikularistisches an sich hat. Was für ein Lärm wurde von den Deutschen verführt, wegen dem bisschen dunkler Farbe, die ein Kainszeichen und Kennzeichen für den Menschenwert sein soll. Diese prächtigen Menschen stehen trotz der etwas phantastischen Tracht, an die man sich im übrigen sofort gewöhnt, dem alpinen Menschen viel näher, als manche Art und Gattung «der blonden Bestie.» Mit dieser Aussage erwies er dem arabischen Offizier seine volle Anerkennung und kritisierte gleichzeitig das rassistische Gedankengut, wie es in Deutschland seit dem Deutsch-Französischen Krieg verbreitet wurde.

Doch schon beim Beschreiben der arabischen Kultur macht sich bei Simmen koloniales Überlegenheitsdenken bemerkbar, das jedoch gleichzeitig in romanisierendes Schwärmen ausufert, wie das folgende Zitat belegt: «Gewiss ist die arabische Kultur in fast allen ihren Ausdrücken primitiv. Aber sie hat etwas Eigenartiges, das trotz aller Mangelhaftigkeit den Stempel und Hauch einer unerklärlichen Schönheit trägt.»⁸⁴ Das Vexierbild zwischen Verachtung und Faszination äussert sich ebenfalls beim Schildern der farbigen Trachten und freundlichen Gesichter, die «abgesehen von dem Schmutze dieser Erdbewohner», ein ungemein buntes Bild ergeben würden.⁸⁵ Wenig Verständnis kann er aber schliesslich für eine traditionelle Tanzdarbietung aufbringen: «In der Kasbah sahen wir unter vielem andern auch einen Negertanz von unheimlicher, fast tierischer Ursprünglichkeit und affenhafter Naivität, aus einfacher Freude an einer rhythmischen Bewegung bestehend, bei ohrenbetäubendem Trommel- und Klapperngerassel.»⁸⁶ Hier offenbaren sich rassistisch geprägte Denkmuster und Stereotype, welche Afrikaner seit der Aufklärung mittels pseudowissenschaftlicher Kriterien zu entmenschlichen versuchten.

Genau wie beim weiter oben behandelten Bericht des Luzerner Missionars Jakob Huwiler findet sich auch bei Simmen keinerlei Kritik am kolonialen System. Er versucht sogar kritische Stimmen zu widerlegen, indem er folgende Feststellung niederschreibt: «Der Maire von Ferruch teilte mit, dass unter dem französischen Regime, das offenbar sehr geschickt ist, die Zahl der Eingebornen seit 90 Jahren sich gerade verdoppelt habe. Das ist ein gutes Zeichen für Frankreichs Kolonialmethode, und es ist ein Unsinn, wenn in gewissen Geographiebüchern die Mär aufgewärmt wird, dass es unter der Bevölkerung gegen Frankreich gäre. Die Araber sind sehr gute Franzosen, patriotischer als die Franzosen selber.»⁸⁷ Ob und wie viele Kritiker des europäischen Kolonialsystems es in der Schweiz gegeben hat, müsste noch untersucht werden. Die Schweizer Bildungsbürger scheinen sich aber hinsichtlich ihres Legitimitätszugeständnisses kolonialer Unterdrückungssysteme nicht wesentlich von den europäischen Kolonialmächten unterschieden zu haben.

⁸⁴ Ebd., S. 43.

⁸⁵ Ebd., S. 41.

⁸⁶ Ebd., S. 47.

⁸⁷ Ebd., S. 34.

Im 19. Jahrhundert kamen nur vereinzelt Afrikaner in die Zentralschweiz. In Luzern gastierten zwar keine grossen Völkerschauen. Dafür zogen gelegentlich schwarze Einzelschausteller oder kleinere Gruppen durch die Gegend und unterhielten die Leute an Jahrmärkten mit ihrem exotischen Programm. Einer dieser Unterhalter war Remi Janelli, der hinter seinen Namen jeweils den Zusatz «der Neger» schrieb. Er war im April 1863 in Dagmersellen und Sursee unterwegs und bat in einem Schreiben an den Luzerner Stadtrat um Erlaubnis, an der Maimesse auftreten zu dürfen. In seinem Brief versicherte er folgendes: «Auch werde ich mich bestreben, durch keine Unannehmlichkeit die Polizei zu belästigen durch unsittliches Betragen und dergleichen wie es bei vielen manchmal vorfällt (...).»⁸⁸ Es ist davon auszugehen, dass der Stadtrat «dem Neger» die Bewilligung erteilt hat, denn eine Ablehnung fehlt in den Akten. Zudem hatte er bereits die Erlaubnis, in der Stadt Bern aufzutreten. Janellis Programm liest sich wie eine Liste jener stereotypen Elemente, welche von den grossen Völkerschauen aufgegriffen worden waren: «Wobei sich Remi Janelli der Neger hauptsächlich auszeichnen wird (ist): (...) das Trommelspiel mit Händen und Füssen auf seinem Damm-Damm, wobei er in seiner Muttersprache ein Lied dazu singen wird, nach Mode und Sitte seines Landes aus früherer Zeit. Dann zum Beschluss: Die Tour-de-force mit einer Keule, welche ungemein hart und schwer ist. Es ist den Schwarzen ihre Vertheidigungswaffe in ihrer Heimath. Er wird damit verschiedene Stellungen und Sprünge machen, wie man sie noch nie von einem Neger gesehen hat.»⁸⁹ Ferner wird im Programm darauf hingewiesen, dass er nicht als Wilder auftreten werde. Er brauchte schliesslich die Einnahmen aus den Auftritten zum Leben und konnte es sich nicht leisten, Spielverbot zu erhalten. Der Stadtrat genehmigte nämlich bei weitem nicht jede Darbietung. Dies musste etwa ein gewisser Herr Taddai aus dem italienischen Parma erfahren, der mit seinem «Affentheater» von Solothurn nach Luzern ziehen wollte. Sein Programm beinhaltete unter anderem folgende Nummern: Eine «afrikanische Gesellschaft beim Speisen», «die afrikanische Post in der Wüste Sahara» und einen «Mago-Affen», der sich in einer Höhe von 30 bis 40 Fuss in verschiedensten Stellungen «producieren» würde.⁹⁰

Wenn eine Aufführung jedoch attraktiv erschien, zögerte man nicht, diese zu bewilligen. Wilhelmine Gamber's «Sehenswürdige Naturmerkwürdigkeiten» mit einem «Albinos Dondos» oder «weissen Mohren» war eine davon. Sie kam 1817 für wenige Tage mit ihrem Spektakel nach Luzern. Entscheidend für die Bewilligungserteilung war der Hinweis, dass ihr «weisser Mohr» bereits die Ehre hatte, sich vor dem preussischen König und dessen Familie zu präsentieren, von denen er grössten Beifall erhielt. Was der Majestät gefiel, musste auch für Luzern

⁸⁸ StALU, Brief von Remi Janelli, «der Neger» an den Stadtrat von Luzern, datiert auf den 12. April 1863 in Dagmersellen, SA 1538.

⁸⁹ Ebd.

⁹⁰ Ebd., Afrikanisches Affentheater von G. Taddai aus Parma in Italien.



Abb. 5: Bourbaki-Soldaten in einem Luzerner Fotostudio abgelichtet. Einziges bekanntes Foto der Internierung von 1871 mit Bezug auf den Kanton Luzern. Quelle: Archiv Bourbaki Panorama Luzern, Abbildung 108

interessant sein. Weiter schreibt Wilhelmine Gamber über ihren Naturmenschen – der schönste, der je in Europa gesehen worden sei: «Er hat auf seinen Reisen überall die Aufmerksamkeit der Aerzte und Naturforscher (...) auf sich gezogen.»⁹¹ Was nicht geschrieben steht, aber dennoch gesagt werden soll, ist die Tatsache, dass diese «Aufmerksamkeit» oft mit Untersuchungen, etwa mit dem Vermessen der Geschlechtsteile, verbunden war.

Anfangs Februar 1871 gelangte die erste grosse Gruppe afrikanischer Menschen, die nicht mit einem Wanderzirkus oder als Alleinunterhalter umherreisten, in die Zentralschweiz. Es handelte sich hierbei um die eingangs erwähnten Zuaven und Tirailleurs algériens der Bourbaki-Armee.⁹² Sie wurden aufgrund ihrer türkisch wirkenden Uniform bereits von den Russen im Krimkrieg (1853–56) als «Turcos» bezeichnet. Auch in der Schweiz sollte sich diese Bezeichnung halten. In der deutschen Presse wurden die «Turcos» als «menschliche Ungeheuer», «wilde Hunde» oder «Bastarde von verdorbenen Mauren und Arabern mit

⁹¹ Ebd., Ankündigungsplakat von Wilhelmine Gamber.

⁹² Bei den Zuaven waren seit 1842 nur noch Franzosen eingeteilt, doch diese behielten die traditionelle Tracht der vormals nordafrikanischen Truppe bei. Die Tirailleurs algériens setzten sich vorwiegend aus algerischen Kabylen zusammen.

Negerweibern» beschrieben. Bismarck behauptete am 9. Januar 1871, dass sie nicht nur Leichen, sondern auch Verwundeten die Köpfe, Nasen und Ohren abschnitten.⁹³ Vielleicht hat diese rassistische Vorstellung zunächst auch die Menschen in der Schweiz beeinflusst. Doch die eigenen Erfahrungen mit den nordafrikanischen Soldaten konnte diese negative Betrachtungsweise bald relativieren. Der Bülach-Dielsdorfer «Volksfreund» schrieb am 15. Februar 1871: «Die sogen. Menschenfresser, die Turcos, stellten sich doch nicht als so abscheuliche Kreaturen heraus.»⁹⁴ Ferner wurden sie im offiziellen Rapport des Militärdepartements zur Internierung mehrmals gelobt.⁹⁵

Der Kontakt mit nordafrikanischen Männern war für viele Luzernerinnen und Luzerner eine ganz neue Erfahrung. Das «Luzerner Tagblatt» vom 7. März 1871 beschrieb das erste «mahomedanische [sic!] Begräbnis» auf dem protestantischen Friedhof nahe der Luzerner Hofkirche. Der Leichnam des Tirailleur algérien Musa Ben Serich wurde nach dem Tod von Glaubensgenossen gewaschen und einbalsamiert. Nachdem er in ein Leinentuch eingehüllt worden war, legte man ihn in einen Sarg. Er wurde so bestattet, dass seine Füsse gegen den Sonnenuntergang gerichtet waren. Dieses Ereignis war für viele Luzerner ein besonderes «Spektakel».⁹⁶ Auch für Künstler boten die «Turcos» ein malerisches Sujet. Der Orientalismus war damals in der Schweiz noch wenig bekannt. In den 1870er Jahren nahmen Produktion und Verkäufe von Bildern mit orientalischen Motiven zu. Dies lässt sich möglicherweise auf die Internierung der Nordafrikaner und deren bildliche Darstellung zurückführen.⁹⁷ Interessanterweise zeigt die einzige bekannte Fotografie der Bourbaki-Internierung mit Bezug auf den Kanton Luzern algerische Tirailleurs.⁹⁸

Die Internierungszeit der Bourbakiarmee dauerte jedoch nur bis zum 20. März 1871. Nach der Rückkehr der fremden Soldaten in ihre Heimat kamen bis 1940 keine nennenswerten Kontingente afrikanischer Soldaten mehr in die Schweiz. Während des Ersten Weltkrieges wurden zwar insgesamt etwa 68 000 englische, französische, belgische, deutsche und österreichisch-ungarischen Soldaten in der Schweiz hospitalisiert.⁹⁹ Doch darunter befanden sich nur wenige Kolonialsoldaten. Der bereits erwähnte Spahi-Oberleutnant, den die Liedertafel Luzern auf ihrer Schiffsreise nach Algier kennen gelernt hatte, war somit eine Ausnahme. Während des Zweiten Weltkrieges sollten jedoch Hunderte Soldaten aus den europäischen Kolonialgebieten Afrikas in der Schweiz Zuflucht finden. Darunter befanden sich 35 Spahis, welche vom 25. Juni bis zum 7. Oktober 1940 in Triengen interniert wurden. Obwohl in dieser Zeit noch über 500 weitere fremde Soldaten, hauptsächlich Franzosen, ins Dorf gekommen waren, tauchen in den meisten Erinnerungen der Zeitzeugen und auf Fotografien am häufigsten die

⁹³ KOLLER, Wilden, S. 49f.

⁹⁴ JEZLER/JEZLER/BOSSHARD, Übertritt, S. 79.

⁹⁵ Ebd.

⁹⁶ DEICHER, Internierung, S. 31

⁹⁷ JEZLER/JEZLER/BOSSHARD, Übertritt, S. 79.

⁹⁸ DEICHER, Internierung, S. 36, Abb. 4.

⁹⁹ FAVRE, L'internement, S. 37.

Spahis auf. Der Dorfpfarrer Franz Holzmann hielt die Ankunft der Internierten folgendermassen fest: «Am 25. Juni, morgens um ½ 4 kommen von Sursee hergelaufen 470 Mann [...]. Unter der Mannschaft befanden sich ein grosses Kontingent Spahis mit ihren malerischen Mänteln, ein Chinese aus Indochina, 4 Neger, weitere Truppen aus verschiedenen Kolonien. In der Hauptsache waren es aber Franzosen aus dem Mutterlande.»¹⁰⁰

Die Spahis wurden im zu einem Kantonement umfunktionierten Saal des Restaurants «Rössli» einquartiert. Bewacht wurden sie von Schweizer Soldaten. Zunächst war man in Triengen gegenüber den so fremd wirkenden Männern äusserst skeptisch und distanziert eingestellt. Die Wachorgane hatten bereits ein Rundschreiben an die Bevölkerung verteilt. Darin stand, dass niemand mit den Internierten in Kontakt treten dürfe. Zudem sei es verboten, den Internierten Alkohol zu geben, sie zu fotografieren oder zu interviewen.¹⁰¹

Besorgt zeigte sich auch die Kirche. Viele Trienger Männer waren im Aktivdienst und mussten ihre Frauen und Töchter allein im Dorf zurücklassen. Sofort veröffentlichte der Trienger Pfarrer im lokalen Anzeiger seine Bedenken: «Unsere Pfarrei hat Einquartierung von Internierten erhalten. Es ist billig und recht und durchaus zu begrüssen, wenn die Pfarrkinder das schwere Los der Bedauernswerten zu erleichtern suchen. Bei aller Hilfsbereitschaft sind grosse Vorsicht und Abstand am Platze. Das sittliche und moralische Wohl der Gemeinde darf keinen Schaden nehmen. Das betrifft besonders unsere Frauen und Töchter. Es ist verwerflich, wenn Töchter und Frauen leichtsinnig mit Soldaten spassen oder sich gar für Spaziergänge mit Soldaten bereitstellen. Eine ehrbare Tochter, die Anspruch auf Ehre erheben will, bleibt abends in ihrer Familie.»¹⁰²

Nachdem die anfängliche Verunsicherung der Einwohner der Neugier gewichen war, kam es trotz Verboten zu immer häufigeren Kontakten mit den Internierten. Dies lag daran, dass die Spahis mitten im Dorf einquartiert waren. Es handelte sich nicht um ein Interniertenlager, welches mit Stacheldraht umzäunt war. Diese ersten Kontakte konnten dem Gemeinderat nicht gefallen. Er reagierte rasch und sprach am 3. Juli eine Warnung aus: «Die Bevölkerung wird dringend ersucht im Verkehr mit den internierten Truppen den notwendigen Abstand zu wahren. Junge Mädchen und Frauen werden darauf aufmerksam gemacht, dass besonders Soldaten der farbigen Truppe in gesundheitlicher und sittlicher Beziehung nicht einwandfrei sind.»¹⁰³

Diese Warnung hat die Triengerinnen zuerst etwas verunsichert. Doch schon ein paar Tage später war man wieder im engsten Kontakt mit den farbigen Soldaten. Die Wachmannschaft freute dies jedoch ganz und gar nicht. So schrieb Oberstleutnant Locher, Kommandant des Infanterie Regiments 34, welches vom General für die Bewachung der französischen Soldaten in Triengen beauftragt war, am 10. Juli einen ausführlichen Brief an den Gemeinderat. Hier machte er

¹⁰⁰ Holzmann, Franzosen, S. 77.

¹⁰¹ GAT, Gemeindeganzleiakte vom 16.07.1940. Ortschef Triengen an die Gemeindeganzlei Triengen.

¹⁰² Trienger Anzeiger, 28.06.1940.

¹⁰³ GAT, Gemeinderatsprotokoll, Ratsbeschluss vom 3.07.1940.

unter anderem folgende Feststellung: «Bei der Erfüllung unserer Pflichten müssen wir leider nicht selten feststellen, dass ein grosser Teil der Zivilbevölkerung unsere Aufgabe und den Ernst der Zeit nicht genügend erfasst hat, sonst käme es nicht vor, dass:

- a) Schweizerbürger offen zu Gunsten der Internierten und gegen die korrekte Pflichterfüllung unserer eigenen Soldaten Stellung beziehen würden,
- b) dass entgegen dem Befehl unseres Herrn Generals die Bevölkerung darauf beharren würde, mit den Internierten den engsten Kontakt anzustreben, der ganz sicher nicht im Interesse unseres Landes und seiner Neutralität liegt.
- c) Dass sich Frauenpersonen in unverständlicher Weise an die Internierten heranzumachen um sich dadurch körperlicher und seelischer Gefahren auszusetzen (...).»¹⁰⁴

Auch in Witzwil im Seeland, wo Spahis untergebracht waren, hatten die Schweizer Wachmannschaften allerhand zu tun. Deshalb beklagte sich der Lagerkommandant: «Die Anwesenheit der afrikanischen Soldaten brachte aber viel Volk nach Witzwil. Es herrschte insbesondere an Sonntagen gegen den See hin ein Betrieb wie auf einem Jahrmarkt. Die Frauen fanden grossen Gefallen an den schönen Spahis, sie reisten ihnen von weit her nach. Leutnant Stämpfli musste einmal so weit gehen, dass er nicht nur die Spahis, sondern auch einige Frauenpersonen in den Kehrrechtsilo einsperren musste um sie etwas zur Vernunft zu bringen.»¹⁰⁵

In Triengen kam es an Sonntagen ebenfalls zu regelrechten «Völkerwanderungen». Zeitzeugen erinnern sich, dass aus den benachbarten Dörfern die Menschen herbeigeströmt seien, um die Spahis zu sehen.¹⁰⁶ Die Schweizer Armee griff folglich noch stärker ein und versuchte Kontakte zwischen den Internierten und der Zivilbevölkerung strengstens zu unterbinden. Das rigorose Vorgehen der Wachmannschaften gegenüber ehrbaren Bürgerinnen und Bürgern wurde nun aber selbst dem Gemeinderat zuviel. In einem dreiseitigen Schreiben an den Schweizer General beschwerte er sich am 29. Juli offiziell über das aus seiner Sichtweise übereifrige und unpassende Verhalten der Wachorgane.¹⁰⁷ Die Antwort des Generals fehlt in den Akten. Die Situation änderte sich aber schlagartig. Schon an der 1.-August-Feier waren die Spahis offizielle Gäste der Gemeinde. Im «Trienger Anzeiger» hiess es dazu: «Es war ein eigenartiges buntes Bild: Die Schweizer Trachten, Schweizerfahnen und Fähnchen neben den weissen und roten Turbanen der internierten farbigen Truppen; ein Bild das voraussichtlich nie mehr wiederkehren wird.»¹⁰⁸

Das Einlenken des Gemeinderates und die symbolische Bedeutung, dass Afrikaner an der Bundesfeier eingeladen waren, öffneten den Weg für weitere Begegnungen, auf deren Basis Freundschaften geschlossen werden konnten. Davon zeugen unzählige Fotografien. Dass das Fremde und exotisch Wirkende beson-

¹⁰⁴ GAT, Gemeindeganzleiakte vom 10.07.1940. Kdo. Inf. Rgt. 34.

¹⁰⁵ BAR, E 5791(-) -/1 Bd. 676. Strafanstalt Witzwil.

¹⁰⁶ MENRATH, «Exotische Soldaten», S. 132.

¹⁰⁷ GAT, Gemeindeganzleiakte vom 29.07.1940. An den Herrn General der Schweizer Armee.

¹⁰⁸ Trienger Anzeiger, 2.08.1940.

ders die Aufmerksamkeit anzog, lässt sich ebenfalls aufgrund der überlieferten Bilder feststellen. Je dunkler die Hautfarbe eines Spahis, desto öfter wurde er abgelichtet.¹⁰⁹ «Blanchet» war einer der Spahis mit besonders dunkler Hautfarbe. Sein Auftreten war für damalige Verhältnisse derart aussergewöhnlich, dass Begegnungen und persönliche Erlebnisse mit ihm bei den meisten Zeitzeugen bis heute im Gedächtnis haften blieben. Auf vielen Fotografien sieht man ihn, wie er bei Familien zu Gast ist, kleine Kinder auf dem Arm trägt oder mit ihnen im Garten spielt. Die meisten Zeitzeugen können auch noch die eine oder andere Anekdote über ihn erzählen. Anscheinend habe er sogar etwas Deutsch gelernt.¹¹⁰

Die Spahis mussten am 7. Oktober 1940 Triengen verlassen. Dies bedeutete aber nicht das Ende der interkulturellen Beziehungen zwischen Triengern und Nordafrikanern. Einige Spahis blieben mit Dorfbewohnern in Briefkontakt. Die Briefe des muslimischen Spahis Ali Sassi sind sogar erhalten geblieben. Als er 1941 über die unbesetzte Zone Frankreichs wieder nach Algerien zurückgekehrt war, schrieb er der Familie Suppiger, die gleich gegenüber dem Restaurant Rössli wohnte. Er beteuerte, sie niemals zu vergessen. Sie hätte einen grossen Platz in seinem Herzen und er erwarte ihre Neuigkeiten, welche für ihn wie Nachrichten seiner eigenen Eltern seien. Und obschon er froh war, wieder in seiner geliebten Heimat zu weilen, wollte er seine liebgewonnene Schweizer Familie wiedersehen: «Ich habe immer noch die Hoffnung, unser schönes Schweizerland und insbesondere Triengen wiederzusehen. Ich denke, ich sollte dort wohnen, schliesslich steht die Befreiung von meinem Dienst bevor. Es sind nur noch acht Monate, bis er zu Ende ist. Ich beabsichtige zu kommen.»¹¹¹

FAZIT

Menschen aus Afrika traten im Gebiet des heutigen Kantons Luzern bis zum Zweiten Weltkrieg äusserst selten auf. Die Bevölkerung hatte dennoch seit dem Mittelalter diverse Vorstellungen von Afrikanern respektive von schwarzen Menschen. Die verschiedenen Afrikabilder waren jedoch sehr ambivalent und wurden durch drei wesentliche Faktoren geprägt. Zunächst findet sich das Motiv des *edlen Mohren*, das im Zusammenhang der christlichen Ikonografie steht. Ferner gelangten seit der Aufklärung immer mehr Abhandlungen sowie Berichte von Gelehrten und Reisenden über Afrika nach Luzern. Während wissenschaftliche Erörterungen über fremde Kulturen praktisch nur für die Luzerner Bildungsbürger zugänglich waren, fanden Reiseberichte eine breitere Rezeption, da sie in Zeitungen sowie als Sonderdrucke erschienen. Die Analyse solcher Texte, in denen die Verfasser einem nicht reisenden Publikum die Welt erklärten, hat ergeben, dass sie ein der Ideologie von Kolonialmächten entsprechendes

¹⁰⁹ MENRATH, «Exotische Soldaten», S. 152f.

¹¹⁰ Ebd., S. 161f.

¹¹¹ Sassi, Ali, Brief an Familie H. Suppiger, Docteur, Triengen, verfasst in Chelif Plage, Oran, Algerien, datiert auf den 3.04.1941, abgestempelt am 5.04.1941, Privatarchiv Urs und Pius Berger, Triengen.

rassistisch verankertes und stereotypes Denken nach Luzern transportierten. Dieses bestätigte sich wiederum durch die Inszenierungen exotischer Darsteller, die dem Publikum auf der Luzerner Messe oder anderen Schauplätzen vorführten, was es sehen wollte: Kriegsszenen, wilde Tänze und Trommelmusik.

Schliesslich kam es zu konkreten Begegnungen, die im Zusammenhang mit militärischen Internierungen während des Deutsch-Französischen Kriegs und des Zweiten Weltkriegs stattfanden. Das Beispiel der Spahis in Triengen hat gezeigt, wie die Dorfbewohner im Spannungsfeld von Zurückhaltung und Anziehung zunächst behutsam auf die ihnen unbekannt Menschen zugehen. Die Triengerinnen und Trienger haben die Chance im eigenen Dorf genutzt, die gedanklichen Barrieren und die Einschränkungen vorprojizierter Bilder zu überschreiten und sich mit den Fremden anzufreunden. Möglich war dies vor allem auch dadurch, dass die kolonialen Bildkonstruktionen bei der Dorfbevölkerung nicht allzu stark ausgeprägt waren. Zudem war die Bevölkerung nicht mit sozialdarwinistischer Propaganda, wie dies im nationalsozialistischen Deutschland der Fall war, konfrontiert gewesen. Doch die interkulturellen Begegnungen zwischen Menschen aus Afrika und Zentralschweizern waren im Verhältnis zu den ständig reproduzierten, aus den Kolonialmächten übernommenen Afrikabildern, die auch in Luzern auf einen seit der Neuzeit gepflügten Nährboden fielen, zu wenig wirkungsmächtig. Daher sind wohl noch im angebrochenen 21. Jahrhundert nicht sämtliche stereotypen Einstellungen gegenüber Afrikanern restlos überwunden.

Anschrift des Verfassers:

lic. phil. I Manuel Menrath

Universität Luzern

Historisches Seminar

Kasernenplatz 3

6000 Luzern 7

ANHANG

Literatur

BITTERLI, Entdeckung

Bitterli, Urs, Die Entdeckung des schwarzen Afrikaners. Versuch einer Geistesgeschichte der europäisch-afrikanischen Beziehungen an der Guineaküste im 17. und 18. Jahrhundert, Zürich/Freiburg im Breisgau 1970.

BRÄNDLE, Wildfremd

Brändle, Rea, Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze. Zürich 1880–1960, Zürich 1995.

BUGNER, Image

Bugner, Ladislaus, The Image of Black in Western Art, Bd. 2: From the Early Christianity Era to the «Age of Discovery», hrsg. von Jean Devisse und Michel Mollat, New York 1979.

DAVID/ETEMAD/SCHAUFELBUEHL, Geschäfte

David, Thomas/Etemad, Bouda/Schaufelbuehl, Janick Maria, Schwarze Geschäfte. Die Beteiligung von Schweizern an Sklaverei und Sklavenhandel im 18. und 19. Jahrhundert, Zürich 2005.

DEICHER, Internierung

Deicher, Patrick, Die Internierung der Bourbaki-Armee 1871 und ihre Auswirkungen, in: Historische Gesellschaft Luzern, Jahrbuch 22, Luzern 2004, S. 21–41.

EDEH, Grundlagen

Edeh, Yawovi Emmanuel, Die Grundlagen der philosophischen Schriften von Amo. In welchem Verhältnis steht Amo zu Christian Wolff, dass man ihn als «einen führnehmlichen Wolffianer» bezeichnen kann?, Essen 2003.

FAVRE, L'internement

Favre, Eduard, L'internement en Suisse des prisonniers de guerre, malades ou blessés 1918–1919. Troisième rapport, Bern 1919.

GALLIKER/GIGER, Gemeindewappen

Galliker, Joseph/Giger, Marcel, Gemeindewappen des Kantons Aargau, Buchs 2004.

HUBER, Luzern

Huber, Paul, Luzern wird Fremdenstadt. Veränderungen der städtischen Wirtschaftsstruktur 1850–1914, Luzern 1986.

JEZLER/JEZLER/BOSSHARD, Übertritt

Jezler, Peter R./Jezler, Elke/Bosshard, Peter, Der Übertritt der Bourbaki-Armee in die Schweiz 1871. Asyl für 87'000, Zürich/Stuttgart 1986.

KOLLER, Wilden

Koller, Christian, Von Wilden aller Rassen niedergemetzelt. Die Diskussion um die Verwendung von Kolonialtruppen in Europa zwischen Rassismus, Kolonial- und Militärpolitik (1914–1930), Stuttgart 2001.

MARTIN, Teufel

Martin, Peter, Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewusstsein der Deutschen, Hamburg 2001.

MENRATH, «Exotische Soldaten»

Menrath, Manuel, «Exotische Soldaten und ehrbare Töchter». Triengen 1940. Afrikanische Spahis in der Schweiz, Zürich 2010.

RÖTHLIN, Erfahrungen

Röthlin, Niklaus, Koloniale Erfahrungen im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, in: Basler Zeitschrift für Geschichte 91, 1991, S. 129–146.

SCHELBERT, Schweiz

Schelbert, Leo, Die fünfte Schweiz im «Schweizer-Boten» 1804–1830, in: Schweizerisches Archiv für Volkskunde 67, 1971, S. 84–114.

SCHMID, Schwarz

Schmid, Margrit Rosa, Schwarz bin ich und schön. Das Geheimnis der schwarzen Madonna, Zürich 2002.

SCHREINER, Maria

Schreiner, Klaus, Maria. Jungfrau, Mutter, Herrscherin. München/Wien 1994.

SCHUBERT, Fremde

Schubert, Michael, Der schwarze Fremde. Das Bild des Schwarzafrikaners in der parlamentarischen und publizistischen Kolonialdiskussion in Deutschland von den 1870er bis in die 1930er Jahre, Stuttgart 2003.

STAEHLIN, Völkerschauen

Staehein, Balthasar, Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel 1879–1935, Basel 1993.

THODE-ARORA, Pfennig

Thode-Arora, Hilke, Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen, Frankfurt am Main/New York 1989.

Internet

www.bruchsal.org

www.chgh.net/heraldik

www.flumenthal.ch

www.historische-daten.de

www.hls-dhs-dss.ch

www.krippenmuseum.com/frameset.html

www.mandach.ch

www.moeriken-wildegg.ch

www.oberweningen.ch

www.staatsarchiv.lu.ch

www.tagblatt.ch

Quellen

BAR, E 5791(-) -/I Bd. 676. Strafanstalt Witzwil. Bericht über weitere Militärs (Flüchtlinge, Deserteure, Angehörige auf Schweizer Gebiet übergetretener Armeen).

Daheim», No. 7, Leipzig, Bielefeld, Berlin 1882.

GAT, Gemeindekanzleiakte vom 16.07.1940. Ortschef Triengen an die Gemeindekanzlei Triengen.

GAT, Gemeindekanzleiakte vom 10.07.1940. Kdo. Inf. Rgt. 34.

GAT, Gemeindekanzleiakte vom 29.07.1940. An den Herrn General der Schweizer Armee.

GAT, Gemeinderatsprotokoll, Ratsbeschluss vom 03.07.1940.

HMLU, Amrhyn-Krippe, 1900.200.

HMLU, Bell-Krippe, 3458.

HMLU, Wappenschilder Familie Mohr, 2489.055 und 2489.056.

Holzmann, Franzosen

Holzmann, Franz: 3. Internierte Franzosen, in: Pfarreichronik 1940, Pfarramt Triengen, S. 77.

HUWILER, Ozean

Huwiler, Jakob, Vom indischen Ozean zum Nyassa-See. Von einem Luzerner Missionär, Separatdruck aus dem Vaterland, Luzern 1902.

LIPS/STÄHELI, Globis Weltreise

Lips, Robert (Zeichnungen)/Stäheli, Jakob (Text), Globis Weltreise, Zürich 1935.

Luzerner Tagblatt, 18. 12. 1971.

MERZ/HEGI, Wappenrolle

Merz, Walter/Hegi, Friedrich, Die Wappenrolle von Zürich. Ein heraldisches Denkmal des vierzehnten Jahrhunderts in getreuer farbiger Nachbildung des Originals mit den Wappen aus dem Hause «Zum Loch», Zürich 1930.

Sassi, Ali, Brief an Familie H. Suppiger, Docteur, Triengen, verfasst in Chelif Plage, Oran, Algerien, datiert auf den 03.04.1941, abgestempelt am 05.04.1941, Privatarchiv Urs und Pius Berger, Triengen.

SIMMEN, Liedertafel-Reise

Simmen, Martin, Die Liedertafel-Reise nach Algier vom 16. bis zum 28. April 1925 in zwölf Briefen an das Luzerner Tagblatt, Luzern 1925.

StALU, SA 1538 (Exotische Menschen 1815–1863).

- StALU, Afrikanisches Affentheater von G. Taddai aus Parma in Italien, SA 1538 (Exotische Menschen 1815–1863).
- StALU, Ankündigungsplakat von Wilhelmine Gamber, 1817, SA 1538 (Exotische Menschen 1815–1863).
- StALU, Brief von Remi Janelli, «der Neger», an den Stadtrat von Luzern, datiert auf den 12. April 1863 in Dagmersellen, SA 1538 (Exotische Menschen 1815–1863).
- Trienger Anzeiger, 02.08.1940.
- Trienger Anzeiger, 28.06.1940.
- VEDDER, Südwestafrika
 Vedder, Heinrich Im Alten Südwestafrika, in: Arno Lehmann (Hrsg.), Missionare, Neger – Christen, Dresden und Leipzig 1936.
- VERMOT, Ethnologie
 Vermot, Ruth G., Ethnologie und Schule, in: Geographica Helvetica, Schweizerische Zeitschrift für Geographie und Völkerkunde 34/2, 1979, S. 73–77.
- «Vom Wohnen in Kenia», in: das wohnen, Offizielles Organ des Schweizerischen Verbandes für Wohnungswesen 41/3, 1966, S. 69–72.
- VON HESSE-WARTEGG, Tunis
 von Hesse-Wartegg, Ernst, Tunis, Land und Leute, Wien 1882.
- Weltwoche, 29. 12. 1971, Nr. 52. S. 2, Spalte «Moment».
- ZHB, Sondersammlung, Ernst von Hesse-Wartegg, MS N 10.

Abkürzungen

- HLS Historisches Lexikon der Schweiz
- ZHB Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern
- StALU Staatsarchiv Luzern
- BAR Bundesarchiv
- GAT Gemeidearchiv Triengen
- HMLU Historisches Museum Luzern